

Unsere Autorin hat 2014 nach dem Abitur für zehn Monate in Jerusalem gelebt, in der Zeit, als der Gaza-Krieg erneut ausbrach. Im folgenden Artikel beschreibt sie, wie sie als junge Deutsche Israel erlebt hat. Besonders eindrücklich war die Begegnung mit einem alten Mann, der Bergen-Belsen und Auschwitz überlebt hat.

ALEXANDRA KAEMPER

„DAS HAT MENGELE GESEHEN!“

Wie ich Israel erlebt habe

Wenn ich die Augen schließe, kann ich immer noch die Umrisse Jerusalems nachzeichnen und meinen ersten Eindruck heraufbeschwören. Es ist eine schöne Stadt, mitten in einem hügeligen Land. Die Häuser sind aus hellem Stein gebaut, und die Straßen haben vielen Gassen und schmale Wege, in denen sich religiöses, touristisches und allerlei kunterbuntes Leben tummelt. Es gibt den jüdischen Markt (den Shuk) und den arabischen in der Altstadt. Überall riecht es nach Essen unterschiedlicher Art, ob Gemüse, Falafel, frischem Pita-Brot oder Fisch. Diverse Radios tönen gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen, es wird lachend und ärgerlich gerufen, Hebräisch und Arabisch gehen ineinander über, und alles wird untermalt von nicht enden wollendem Autohupen. Vor meinem inneren Auge schieben sich Menschen aller Couleure aneinander vorbei: schmale, flinke Jungs mit Adidas-Schuhen, die miteinander Fangen spielen; hochbetagte Greise mit dicken Hornbrillen und Goldkettchen; äthiopische Juden in weißen Trachten; Ultra-Orthodoxe, deren Gesichter von langen, baumelnden Schläfenlocken eingerahmt werden

und deren Blick nie zur Seite gleitet, während sie Kinderwagen schieben und telefonieren; 20-jährige junge Frauen in Soldatenuniformen mit Gewehren auf ihren Rücken; Nonnen und Mönche in den Kutten ihrer Denominationen, und nicht zuletzt: Deutsche wie ich mit ihren Birkenstock-Sandalen und dem Hut auf dem Kopf.

Das Leben als Volontärin

Nach meinem Abitur konnte ich zehn Monate in Israel verbringen. Es war eine prägende Zeit. Ich arbeitete in einer kleinen Einrichtung für erwachsene Menschen mit Autismus in Jerusalem. Die Aufgabe lautete wie folgt: „Hilf uns, ein Zuhause zu gestalten!“ Ich muss zugeben, wir Volontäre wurden ein wenig ins kalte Wasser geworfen. Die Autisten sprachen kein Englisch – und mein Iwrit (= Neuhebräisch) beschränkte sich zu Beginn meiner Zeit auf einen Grundstock an Vokabeln, die jedoch noch längst keine Sprechkompetenz ausmachten. Doch Israel ist das Land, in dem alles möglich ist, und so ging es auf wundersame Weise auch ohne große Sprachfähigkeiten. Wir verständigten uns mit Händen und Füßen. Wenn man nicht dieselbe Sprache teilt, dann muss man anders reden

– und das beschreibt auch die Arbeit mit unseren Autisten ziemlich gut. Ich musste nicht nur modernes Hebräisch lernen, sondern auch ihre ganz individuelle Sprache. Die „Chaverim“ (hebr. „Freunde“, so wurden die Menschen genannt, die wir begleiteten) „sprechen“ oftmals auch ganz anders, als es Kultur und soziale Norm vorgeben. Sie geben seltsame Laute von sich, bewegen sich anders, vermeiden teilweise den Blickkontakt und geben ihre Gefühle manchmal viel stärker und unangepasster preis. Aber auch sie lernen, sich in einer Welt zurechtzufinden, die ganz anders tickt als sie. Das war unsere Gemeinsamkeit.

Schabbat

Der jüdische Tag beginnt bei Sonnenuntergang und endet auch dort wieder. In religiösen Familien wird nach jüdischem Brauch am Freitagabend der Schabbat, der Ruhetag, mit einem Festessen begonnen. Einige dieser Freitagsabende verbrachte ich bei der Familie eines unserer Autisten zu Hause, um sie zu unterstützen. Von einem ganz besonderen Schabbat möchte ich kurz berichten.

Kurz nach Sonnenuntergang wurden die Schabbatkerzen



angezündet, und M. sprang wie gewöhnlich im Kreis um mich herum, lief nach vorne, lief nach hinten und rannte schlussendlich wieder zum Kühlschrank. Ich hörte, wie er unsanft das Gefrierfach aufriss, eine Packung Eis entführte und sich darüber hermachte. Er war zu Hause – da durfte er das. Sein Vater derweil, in den üblichen schwarzen Anzug gekleidet, hängte sich den Gebetschal um die Schultern und begann, das Eingangsgebet zu singen, während er seinen Körper rhythmisch

nach vorne und nach hinten wiegte. Ab und an riefen Frau und Enkel „Amen“ in die Runde, während ich in meinem gebrochenen Hebräisch kaum dem schnellen Singsang der Worte folgen konnte. Eine Enkelin saß still in ihrem Festtagskleid am Tisch, während die anderen Kinder munter plapperten, und beobachtete das Geschehen mit großen Augen.

Während Jerusalem also in die allwöchentliche Schabbatruhe eintauchte, Radios, Fernseher und sonstige technische Geräte verstum-

men, war es in mir überhaupt nicht friedlich. Meine Gedanken kreisten unaufhörlich um Krieg. Es war der Sommer 2014. Der Gazakrieg war von Neuem aufgeflammt, und jeden Moment konnte es Raketenalarm in Jerusalem geben. Das war einer der stärksten Kontraste, die ich in Israel erlebt habe: Schabbat im Angesicht von Terror und Krieg. Intuitiv glitt mein Blick immer wieder auf mein Handy. Ich wollte sehen, ob es neue Nachrichten gab, ob irgendetwas Schlimmes passiert war, oder mich



Bild: shutterstock/ungvar

versichern, dass immer noch alles in Ordnung war. Nicht so die Familie, die Schabbat feierte.

Das stille Mädchen war neun Jahre alt und warf mir über den Rand ihrer viel zu großen Brille immer wieder verstohlene Blicke zu. Ich redete mit ihr, so gut ich konnte, und langsam fasste sie Vertrauen. Während wir auf den Nachttisch warteten, kuschelte sie sich auf einmal an mich. Ich nahm die beruhigende Nähe des kleinen Mädchens wahr. Ihre ältere Schwester trug das gleiche rote Schabbatkleid wie sie und erzählte mit wedelnden Armen von der Schule, von den Ferien und von ihrem Kinderleben. „Ellenbogen vom Tisch!“, ermahnte ihr Vater die Kleine streng und warf mir einen entschuldigenden Blick zu. „Abba!“, antwortete sie entrüstet. Die Eltern meines Autisten fragten mich, ob ich noch etwas „gefüllte Fisch“ wolle, und währenddessen sprang der Autist vom Tisch auf und drehte wieder seine Runden um das Sofa. An diesem Abend bleiben die Sirenen still.

Egal, was um es herum los war, oder wo es sich gerade befand: Das jüdische Volk hat nie aufgehört, den Schabbat zu feiern. Es ist ein Tag der

Gnade, der sie daran erinnert, dass Gott selbst, von dem alles Lebendige ausgeht, innegehalten hat, um zu ruhen. Wie viel mehr brauchen es die Menschen in Kriegszeiten. Schabbat ist der Tag, an dem religiöse Juden tatsächlich aufhören, etwas Kreatives oder Produktives zu tun. Sie kochen nicht, sie sehen nicht fern, sie spielen noch nicht einmal Klavier. Ja, selbst in Krisenzeiten lassen sie die schlechten Nachrichten für knapp 24 Stunden ruhen und konzentrieren sich auf ihr Leben. Die Söhne und Töchter Gottes ruhen. Schabbat ist die Wertschätzung der Arbeit der vergangenen Tage in dem Bewusstsein, nicht davon abzuhängen. Schabbat ist die Erinnerung daran, dass der Mensch sich um nichts zu sorgen braucht. Denn: Der das Leben erhält, ist Gott allein.

Als Deutsche im Heiligen Land

„Ich war in Ausschwitz!“ Was für eine Kraft ein paar wenige Worte haben können. Meine Mitbewohnerin und ich waren auf dem Weg zum Shoppen in die Stadt. In

der Straßenbahn saß uns ein alter Mann gegenüber, der durch sein zerfleddertes Gebetsbuch blätterte. Die Kippa, notdürftig mit zwei Haarspangen befestigt, lag schief auf seinem Kopf. Meine Freundin und ich unterhielten uns munter auf Deutsch – zum Glück nur über das Wetter –, als er uns auf einmal ansprach. Religiöse Juden trifft man viel in Jerusalem, aber in den seltensten Fällen sprechen sie einen an. In einwandfreiem Deutsch fragte er uns: „Kommt ihr aus Berlin?“ Erschrocken über diese plötzliche Ansprache schüttelten wir stumm den Kopf. Er fragte uns noch mal, und diesmal fanden wir unsere Sprache wieder. Wir erzählten ihm, wo wir herkamen, und lächelten ihn freundlich an. „Ich war in Bergen-Belsen und Ausschwitz“, sagte er. Wir verstummten wieder. Er erzählte. Von seiner Arbeit in den Krematorien. Zeigte uns die Nummer in seiner faltigen Haut. Ließ uns sein Gebetsbuch in die Hand nehmen. „Das hat Mengele gesehen!“, sagte er. Die Straßenbahn fuhr vielleicht zehn Minuten, und unsere Haltestelle kam immer näher, doch keine von uns beiden hätte sich getraut

Er erzählte. Von seiner Arbeit in den Krematorien. Zeigte uns die Nummer in seiner faltigen Haut. Ließ uns sein Gebetsbuch in die Hand nehmen. „Das hat Mengele gesehen!“, sagte er.

aufzustehen. Ich fühlte mich nicht angeklagt und auch nicht schuldig während unseres Gesprächs. Ich war mir nur sehr bewusst darüber, dass ich Deutsche bin. „Es tut uns so leid“, sagten wir, auch wenn es banal klang. Der alte Mann blickte uns an und fragte nach einer kurzen Pause: „Habe ich euch Angst gemacht?“ Seine Augen glitten zwischen meiner Freundin und mir hin und her. „Ich wollte euch keine Angst machen, ihr seid nicht schuld! Ihr

wart doch noch gar nicht geboren.“ Aus dem Fenster der Straßenbahn eröffnete sich nun der Ausblick auf das moderne Jerusalem. „Ihr dürft aber nicht vergessen. Ich erzähle, weil ihr nicht vergessen dürft! So etwas wie die Shoah darf nicht noch einmal passieren.“ Er streckte uns seine runzligen Hände entgegen. Wir nahmen sie, und ich drückte sie fest. „Danke!“, sagten wir nur und wiederholten die wenigen Worte, die uns nicht unangebracht erschienen. „Wir werden nicht vergessen.“ Die Straßenbahn kam zum Stehen, und der alte Mann erhob sich. „Ihr müsst mal nach Berlin, es ist schön dort!“

Diese Begegnung war eine der eindrucksvollsten meiner Zeit als Volontärin. In einem alten jüdischen Lied heißt es: „Od Avinu Chai, Am Israel Chai.“ Es wird unter anderem am Schabbat gesungen. Übersetzt bedeutet es: „Unser Vater lebt, das Volk Israel lebt.“ Wenn der Schabbat die Erinnerung daran ist, dass der Mensch sich um sein Leben nicht zu sorgen braucht, sondern es immer wieder als Geschenk empfangen kann, dann ist das Überleben dieses kleinen Volkes für mich immer wieder der Beweis, dass Gott sich höchstpersönlich um

dessen Leben kümmert. Er hält immer noch die ganze Welt in seiner Hand, und die, die er liebt, entgleiten ihm nicht. Und in Christus gilt das auch für mich.

Was ich gelernt habe

Wenn ich die Augen schließe, kann ich schemenhaft die vertraute Gestalt „meiner“ Autisten erkennen. Ich höre, wie die Schabbatruhe sich auf Jerusalem legt und die lauten Rufe, das Radiokrächzen und der Bus- und Autoverkehr abebben. Und ich spüre die rauen Hände des Mannes, der zwei jungen deutschen Mädchen seine Hoffnung anvertraute. Gott hat mich viel gelehrt in diesen zehn Monaten im „Heiligen Land“. Er hat mich gelehrt, Kontraste auszuhalten und darauf zu vertrauen, dass es immer genug Leben gibt, welches sich dem Tod trotzig widersetzt. Weil Er lebt.



Alexandra Kaemper studiert in Münster Geschichte und Theologie auf Lehramt.

